



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

D., O.: Zur Kritik des goetheschen Textes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Kritik des goetheschen Textes.

Michael Bernays „Ueber Kritik und Geschichte des goetheschen Textes.“ Berlin,
S. Dümmler. 1866.

M. Bernays hat in der vorstehenden Schrift nicht etwa einen Beitrag zur Kritik des goetheschen Textes geliefert, sondern die Kritik, welche diesen Namen verdient, erst begründet und die bisherige bodenlose Kritik beseitigt.

In methodisch sicherer Weise hat Bernays die Geschichte des Igoetheschen Textes erschlossen, diejenigen Nachdrucke aufgezeigt, aus welchen die falschen Lesarten und Textverderbnisse gleich in die erste Sammlung der goetheschen Werke übergegangen sind, sowie neue Fehler aus dem Nachdruck dieser ersten Sammlung in die späteren Ausgaben. Mit diesen genauen Nachweisungen hat Bernays zugleich den Beweis geliefert, daß diese eingerissenen Abweichungen von den ersten Einzelausgaben, diese fortgepflanzten Entstellungen des Urtextes nicht etwa nachträgliche Aenderungen von Goethe selbst sind. Denn sie finden sich ja zuerst in Nachdrucken, an deren Redaction der Dichter selbst gar keinen Antheil hatte, und sind in die von ihm ausgegangene Sammlung seiner Werke nur dadurch gekommen, daß er dem Setzen der letzteren arglos diese vorhandenen Nachdrucke zu Grunde legen ließ, ohne sie an andern Stellen zu revidiren, als an solchen, wo er sein Original umänderte, einzelne Theile tilgte oder anders ausführte, oder neue hinzudichtete. Sinegegen bei Abweichungen die den Sinn schwächen, den Ausdruck des Originals entstellen, kann von nun an der Kritiker das Bedenken, ob es nicht doch etwa absichtliche Aenderungen, des Dichters selbst seien, sich keinen Augenblick mehr begeben lassen, seitdem sie von Bernays nachgewiesen sind als vor diesen rechtmäßigen Ausgaben bereits vorhandene Druckfehler oder Correctoreingriffe der Nachdrucke, hier der einen oder der andern Auflage des himburgschen Nachdrucks, die der ersten rechtmäßigen Sammlung der Werke zu Grund gelegt worden, dort des fehlervollen vierbändigen Nachdrucks der ersten Sammlung, welchen Göschen ohne Goethes Wissen neben derselben fertigen ließ, und dessen Verderbnisse wieder in die cottaschen Ausgaben übergingen. Bernays thut ferner ebenso unwiderleglich dar, daß die erste cottasche Ausgabe der Werke diesen aufgenommenen Fehlern weitere ihres Setzers und Correctors hinzugefügt hat. Hierauf giebt er eine kritisch bestimmte Charakteristik der zweiten cottaschen Ausgabe und der Erweiterung von Textschäden in derselben. Endlich, daß zur Herstellung des Goethetextes die Ausgaben der Werke alle noch der Reinigung bedürfen, und dieselbe nicht nur bei den Jugenddichtungen durch Vergleichung mit den ursprünglichen Einzelausgaben finden können und müssen, sondern gleich sehr auch bei

den spätern Erzeugnissen dieses Zurückgehen auf die Erstausgaben derselben unerläßlich und von Erfolg sei, erhärtet Vernays mit einer Reihe evidenter Belege aus den Texten der „natürlichen Tochter“, des „Elfenor“, der „Lehrjahre“, „Wahlverwandtschaften“, „Wanderjahre“, „guten Frauen“, „Briefen aus der Schweiz“, „Dichtung und Wahrheit“.

Durch dieses Feststellen der unterscheidenden Textbeschaffenheit der Ausgaben, Herkunft und Filiation ihrer Verderbnisse, welches nur einer durch alle Auflagen sich wiederholenden Lesung mit unermüdlicher Aufmerksamkeit und combinirendem Geiste gelingen konnte, hat Vernays die äußere Fundamentalkritik des Goethetextes erst geschaffen. Ohne diese blieb jede Behandlung, die seine Echtheit und Reinheit bewahren will, bei jedem Anstoße, der nicht zu den handgreiflichen Druckfehlern gehört, auf Conjecturalkritik beschränkt. Nach Vollendung aber dieser Fundamentalkritik hat die innere historischen Boden, und wird ihre Anwendung spruchreif.

Schon von Anfang konnte diese äußere Kritik, die der innern in die Hand arbeitet, ihr grundlegendes Geschäft nicht ohne die letztere machen, ihren Merkmalen und Schlußgliedern die Beweiskraft nicht geben ohne gebildete Vertrautheit nicht nur mit Sprache und Poesie im Allgemeinen, sondern mit der eigenthümlichen dieses Schriftstellers und der besondern der einzelnen kritischen Stelle. Es ist daher auch bei Vernays jede der ausgewählten problematischen Lesarten, durch die er eine Ausgabe charakterisirt, aus solcher Kenntniß der Dichtersprache und Fühlung des Zusammenhangs beurtheilt, und die Richtigkeit der von ihm entwickelten kritischen Textgeschichte wird eben darum einleuchtend und überzeugend, weil er die eingedrungenen Lesarten nicht allein als Abweichungen von jenen der Erstausgaben, sondern auch als den Sinn verfehlend, den Ausdruck störend oder der Weise des Dichters weniger gemäß, mit einer tüchtigen innern Kritik darthut. Wer diesen Besprechungen von mehr als hundert einzelnen Stellen aus den verschiedenen Dramen, Romanen, darstellenden Schriften Goethes und den Erörterungen der echten Schreibung gefolgt ist, der wird auch sehr bestimmt empfinden, daß die Unterschiede, um die es sich hier handelt, wie klein immer nach dem Betrage der Lettern, für den Eindruck der Werke und den Genuß der Poesie von ganz wesentlichem Belange sind.

Es ist also ein entschiedenes Verdienst um unsere Literatur, um den großen Dichter, um die Reinheit des Vermächtnisses, das die Nation an seinen Werken hat, was eine ehrliche Anzeige von dieser instructiven Schrift des jungen philologischen Meisters melden kann und muß. Das zweite von gleich allgemeinem Interesse, was ein sachgemäßer Bericht hervorzuheben hat, ist die erfreuliche Thatsache, daß dieser Unterricht über Zustand und Herstellung des Goethetextes nur Probe und Nebenenschaft einer Kritik ist, welche Vernays in dieser methodischen Strenge und Sinnesfeinheit bereits an einer ganzen Reihe von Werken

völlig durchgeführt hat. Die Herausgabe von ausgewählten Werken Goethes in der historisch authentischen Textgestalt, welche Bernays ihnen wieder gegeben hat, steht demnächst bevor. Jeder Einsichtige wird, nach dem objectiven Zeugniß, das die Ankündigungsschrift gewährt, bei ihrer Anzeige nicht versäumen, die deutsche Lesewelt auf eine so erwünschte Erscheinung aufmerksam zu machen, und der cottaschen Buchhandlung Glück zu wünschen, daß sie einen Herausgeber gewonnen hat, mit dessen Leistung sie sich im Vaterlande den nachhaltigsten Dank verdient. —

Nun aber thut die Anzeige in Nr. 359 u. 360 d. Ausg. v. 1866 von allem diesem das Gegentheil. Sie trachtet Herrn Bernays, seine Kritik und seine Ausgabe zu discreditiren. Wir müssen ihre Gründe untersuchen. Sie beginnt zwar mit dem Geständniß, daß Bernays eine folgenreiche Entdeckung mittheile, behauptet aber, dieselbe sei nichts als der Abschluß der von Herrn Dünker im Aufsatz der Deutschen Vierteljahrsschrift 1857 mitgetheilten Ergebnisse. Auf den Kundigen kann diese Behauptung nur eine hochkomische Wirkung machen. Wer die dünkerschen Thesen annahm, dem war gradezu der Weg zu der Entdeckung abgeschnitten, die Herr Dünker nun als ihren Abschluß in Anspruch nimmt. Gleich der Eingang des Aufsatzes nimmt das, was Goethe in Briefen von seiner und seiner Freunde Durchsicht der zur ersten Sammlung bestimmten Werke gesagt hat, für gleichbedeutend mit den Druckrevisionen, so daß gefolgert wird „für manche Stellen sei nicht zu entscheiden, ob eine Abweichung von der früheren Lesart dem Seher oder dem Dichter selbst zufalle“. Damit schließt Herr Dünker die Möglichkeit des Dritten aus, dessen Wirklichkeit Bernays entdecken mußte, um Herrn Dünkers Unkritik nicht abzuschließen, sondern zu widerlegen. Und daß Bernays die Höflichkeit gehabt hat, dies ohne Nennung des Widerlegten zu thun, vergilt ihm Herr Dünker mit der Beschuldigung, des Verdienstes der Vorarbeit nicht gedacht zu haben. Dünker nannte dort die erste Sammlung „die mit Sorgfalt bearbeitete und durchgesehene erste Ausgabe in acht Bänden“, welchen Unterricht Bernays dahin abgeschlossen hat, daß er sie als größtentheils aus den fehlerhaften himburgschen Nachdrucken geflossen unwiderleglich darthut.

Im Weiteren gedachte dort Dünker allerdings des vierbändigen götschen Nachdrucks als gewährlos, des Uebergangs desselben in die cottasche Ausgabe von 1806, der Druckfehlervermehrung in der 1815 begonnenen Ausgabe, welche Bernays, da sie erst 1819 vollendet wurde, kurzweg die von 1820 nennt, was Herrn Dünkers Anzeige zu rügen nicht versäumt. Wie steht es nun aber mit dem größern Vorwurf, daß Bernays (der doch seine Dankschuld gegen Hirzel, den Hauptförderer einer gründlichen Goethe-Text-Geschichte und Kritik, angelegentlich bekennt) Herrn Dünker den Dank für die kritischen Erörterungen der Fehler dieser und jener Ausgabe vorenthalten habe? In dem

genannten Aufsatz hat Herr Dünker seinerseits eine Anzahl kritischer Data angeführt, die ihm erst der Recensent der Dünkerschen Ausgabe im „Literarischen Centralblatt“ aufgewiesen hatte, ohne jedoch diesen Recensenten zu nennen, geschweige ihm zu danken, vielmehr hatte Herr Dünker fünf Jahre vorher in seiner Defension „über die neue Octavausgabe von Goethes Werke“ diesen seinen Zurechtweiser urtheilslos, verläumderisch, und dessen Correcturen abgeschmackte Schlimmbesserungen genannt, trotzdem, daß er mit demselben Athem die Richtigkeit der von ihm „aufgestochenen Druckfehler“ anerkennen und infolge dessen seiner Ausgabe mit vielen Cartons nachhelfen mußte. Wenn nun Herr Dünker von Bernays die dankbare Anerkennung verlangt, daß seiner kritischen Enthüllung erheblich vorgearbeitet worden durch die Dünkerschen Bemerkungen über die Ausgaben von 1806 und 1815, so ist diese Dankforderung ganz so völlig unberechtigt, als es Herrn Dünkers Undank gegen jenen Recensenten war. Dünkers Aufsatz giebt keinen beweisenden und begrenzenden Unterricht über die Filiation der Textverderbnisse, so daß daraus eine Consequenz für die Textherstellung gezogen würde; im Gegentheil, er versteht den Widerspruch gegen diese Consequenz als kritische Maßregel. Was hilft es, daß er zugiebt, der Ausgabe von 1806 sei der nachlässige götschensche Nachdruck in vier Bänden zu Grunde gelegt worden, wenn er nichtsdestoweniger eben diese Ausgabe, sowie die von letzter Hand als durchgängig von Goethe selbst revidirte betrachtet wissen will und (S. 238 des Aufsatzes) ausdrücklich sagt: „Viel geringer ist der Verdacht eines Druckfehlers, wenn eine Lesart auf der Ausgabe von 1806 oder auf der letzter Hand beruht, da in beiden die bessernde Hand des Dichters vielfach thätig gewesen; nur wo die ältere Lesart als entschieden besser und eine absichtliche Aenderung als durchaus unwahrscheinlich sich ergibt, ist eine Abweichung von dem in der Ausgabe letzter Hand Gebotenen gestattet.“ In der Ankündigung dieser Ausgabe letzter Hand hat Goethe selbst gesagt: er sei „von jeher wenig geneigt gewesen, an seinen Productionen zu ändern; man werde auch in dieser Ausgabe wenig geändert finden ... nur an die bisher nicht gekannten Aufsätze sei der Fleiß gewendet, der von einer späteren Bildung Zeugniß geben könne.“ Daß Goethe die durchgehende und definitive Revision Freunden und Helfern anvertraut, ist notorisch. Dennoch stellt Herr Dünker als Norm der Textherstellung auf, daß „die Ausgabe letzter Hand die nothwendige Grundlage bilde, da sie die letzte vom Schriftsteller selbst beliebte Gestalt des Textes giebt; die früheren, mit Absicht veränderten Lesarten können nur unterhalb des Textes nach der Zeitfolge nachgewiesen werden.“ Diese Norm verbietet gradezu der Filiation der Textverderbnisse methodisch nachzuspüren, indem sie den Text der letzten Ausgabe, die der Dichter veranstaltet, für den wesentlich authentischen erklärt, und mit dieser die Brücke der äußern Kritik abbrechenden Aufstellung will Herr Dünker die Fundamentalkritik von

Bernays „sehr nahe“ gelegt haben, von deren sicheren Aufschlüssen er keine Ahnung hatte. Dünkers Fiction der späten Aenderungen Goethes ist nichts als die Costümierung seiner eigenen kritischen Nachlässigkeit und Willkür. So hat er in „Götter, Helden und Wieland“ stehen lassen: „Hast mit deinem verzehrenden Schwert abgeweiht ihre Haare.“ Jener kundige Recensent bemerkte ihm, daß die authentische Schreibung (in der Erstausgabe) abgeweidet sei; die innere Kritik eines Sprachkenners wie Grimm entschied gleichfalls für diese. Das rührt Herrn Dünker nicht im Geringsten; „Man hüte sich,“ lehrt er, „wirkliche Aenderungen des Dichters als Druckfehler verwerfen zu wollen.“ Aber woran erkennt man denn diese Aenderungen Goethes in Ausgaben, die doch ebenfalls Druckfehler, auch vererbte, auch von Herrn Dünker anerkannte enthalten? Er giebt kein objectives Merkmal dafür, kann auch keins geben; was genügen muß, ist — Herrn Dünkers Belieben.

Das ist das Eigene der dünkerschen Kritik, daß sie als ganz individuell innere keinen methodischen Zusammenhang mit der äußern hat. Grade die methodische Verknüpfung der äußern Kritik mit der innern ist das Verdienst von Bernays, und daß Dünker in der Anzeige versucht, dieses Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, ist um so monströser, als er unmittelbar darauf diesen angeblichen Abschluß seiner Kritik herabzuwerthen und wieder aufzulösen sucht durch das alte Mittel seiner Ankritik.

Von den Druckfehlern, die Bernays als den Nachdrucken entstammend aufgezeigt und aus den Erstausgaben authentisch verbessert hat, will Herr Dünker, weil er sie ruhig hat stehen lassen, doch einige für wahrscheinliche Aenderungen von Goethe selbst erklären. Seine Belehrung des Herrn Bernays äußert sich zu diesem Ende als ein unglaublich feiner Tadel der ursprünglichen Schreibung Goethes. Von der kurzen Beschreibung, wie Werther auf seinem Bett gefunden wird, sagt Herr Dünker mit seinem gewöhnlichen pluralis majestatis: „Wir gestehen, daß die Zusammenstellung des Verbundenseins der Stirne mit der Blässe des Antlitzes uns nichts weniger als logisch richtig, auch das adjectivisch gebrauchte (sein Gesicht schon) „wie eines Todten“ hart erscheint. So vertheidigt Herr Dünker den Druckfehler: „sein Gesicht schien wie eines Todten;“ wo dann „wie eines Todten“ nicht mehr adjectivisch gebraucht, die angebliche Härte verlieren und der logische Widerspruch wegfallen soll, daß einer bei verbundenen Stirne im Gesicht den Ausdruck des Todes haben kann. Welche Logik, welche Grammatik, welches weiche Sprachgefühl! Genau von derselben Qualität sind seine Ausstellungen an Bernays durchhin bis zu der letzten, die dem Leser zumuthet, „die Vorstellung“, daß ein von einem Rade Ergriffener sich wider Willen dreht, „ebenso neu als wunderbar“ zu finden. Mittels solcher Absurditäten nimmt sich Herr Dünker das Recht, die technisch musterhafte Charakteristik, welche Bernays von den Ausgabenfehlern giebt, „phantastische

Bilder“ zu nennen, „die vor der aufgeregten Einbildung Bernays“ schweben; phantastisch wohl in Wahrheit für Herrn Dünker, da mit ihnen die Geister seiner kritischen Sünden heraufsteigen. Er wirft Bernays „leidenschaftliche Vorliebe für die älteste Lesart“ vor. Mit Unrecht. Bernays weiß auch von des Dichters Verbesserungen und Aenderungen, nur mit dem Unterschiede, daß er durch methodische Kritik sie objectiv begrenzt und beweist, ohne dem dünkerschen Gesez der absoluten Willkür zu huldigen. Von allen einzelnen kritischen Unterscheidungen in der Schrift von Bernays, sowohl denen, welche Herr Dünker mäkelnd annimmt, als denen, die er sophistisch bestreitet, bin ich im Fall zu versichern, daß nicht nur meine Wenigkeit, sondern ausgezeichnete Kenner der Goethetexte und anerkannte Meister kritischer Philologie sie technisch genau, wohl überlegt und unumstößlich gefunden. Es wäre nur Zeitverderb, noch weiter ins Einzelne die Unhaltbarkeit der Einwendungen Dünkers in der Anzeige klar zu machen. Bloß daran will ich noch erinnern, welche würdige Rolle ihre Summe dem großen Dichter zutheilt. Er läßt ihn an einer ganzen Reihe Stellen das Unlogische, Sprachwidrige, Abgeschmackte seiner ersten Schreibung gewahr werden und die Verbesserungen, die der vorgeschrittene Dichter findet, sind keine anderen, als welche vor ihm die nachlässigen Sezer der Nachdrucke und irrenden Correctoren gemacht haben. Mit nichten! ruft mir Herr Dünker entgegen. Renne ich doch das Wort in den Lehrjahren, das Bernays aus der Erstausgabe herstellt: in dieser Weise: ausdrücklich einen argen Druckfehler.“ Dieses wohl; nur leider, es ist kein Druckfehler. Herr v. Voepel kann Herrn Dünker sagen, daß es im Manuscript steht.

Der Leser kann nun wohl genugsam die „strenge Maßhaltung“ beurtheilen, welche die Anzeige immer wieder dem „leidenschaftlichen öffentlichen Ankläger“, der nur von Herrn Dünker erkannten goetheschen Verbesserungen entgegensetzt. Daß der Schluß der Schrift von Bernays, der für die Sache begeistert spricht, für die er so fruchtbare Hingebung bewiesen, im Schluß der dünkerschen Anzeige ein „sehr gereizt geschriebener“ heißt, und mit dem Vorwurf beehrt wird, den wieder der pluralis majestatis hebt: „Vor allem sollte, meinen wir, jeder Forscher das bereits Geleistete vollständig kennen und würdigen, was wir grade in der vorliegenden Schrift gar sehr vermessen“ — wird niemanden befremden, der Herrn Dünker kennt. Noch nie hat sich irgendjemand um die Goetheliteratur irgendein Verdienst erworben, dem es nicht eine entstellende und herabsetzende Recension von Herrn Dünker eingetragen hätte, noch nie ein Kundiger etwas vorgebracht, dessen Richtigkeit unverträglich ist mit den dünkerschen Mißhandlungen Goethes, ohne daß Dünker sich beeilt hätte, ihm öffentlich Unkunde und Unterschätzung der vorhandenen Leistungen anzudichten. So entschieden geberdet er sich seit einem Menschenalter als den alleinigen Großherrn und Oberrichter von allem, was Goethe betrifft, daß er in seiner voluminösen Her-

meneutik den Dichter selbst mit einem wahren Talent des Mißverständes auf das unumwundenste und plumpste tadelt. Damit läugne ich nicht seinen verdienstlichen Fleiß in Erwerbung und Zusammenstellung des actenmäßigen Materials für Goethes Leben und Wirken. Nur muß ich gestehen, daß der Gebrauch, den Herr Dünker von dem erworbenen actenmäßigen Material macht, oft willkürlich und die Angabe der Actenmäßigkeit unzuverlässig ist.

Dieses Zeugniß will ich mit einem Beispiel belegen, welches ich wähle, weil es der Zeit nach so alt ist, daß mein langes Schweigen darüber in all den Jahren, in welchen Herr Dünker nicht aufgehört hat, Invectiven gegen mich loszulassen, wohl erkennen läßt, daß ich nicht „gereizt schreibe“; sodann darum, weil es ganz heiterer Natur ist.

In Dünkers Ausgabe des brieflichen Nachlasses von Herder im ersten Bande (vom Jahre 1856) S. 38 enthält Goethes Brief an Herder griechische Worte aus Pindar. In einer Anmerkung dazu theilt Herr Dünker eine deutsche metrische Uebersetzung davon als von Goethe herrührend mit. Dies ist nur seine unrichtige Vermuthung, die ich am wenigsten übel zu nehmen hätte, da diese dem großen Dichter zugeschriebene Verdeutschung von mir ist. Ich hatte zwölf Jahre, bevor sie in Dünkers Hände kamen, Goethes Briefe an Herder lange Zeit in der Abschrift im Hause, welche Herders Enkel, der Geheime Staatsrath Stichling, sich hatte fertigen lassen, und in dieses Exemplar schrieb ich damals diese deutsche Uebersetzung der von Goethe angezogenen pindarischen Sätze, wie Freund Stichling bezeugen kann, auch Geibel sich wohl noch erinnern wird, der 1844 die Briefe bei mir sah und an den Versen („Kornvoll ist vorlaut“ u. s. w.) lebhaftes Vergnügen hatte. Dyne Stichlings Wissen ist, wie jener ganze Nachlaß, so denn auch die Abschrift dieses Exemplars und meiner Note dem Buchhändler überliefert worden; denn die Uebersetzung, wie sie der Druck wiedergiebt, ist wörtlich die meinige, nur in schlechter Versabtheilung abgesetzt. Hätte nun Herr Dünker angemerkt: das Manuscript hat unter dem Text folgende anonyme Uebersetzung, von der ich vermuthe, daß Goethe sie gemacht; so wäre das wohl kein Zeichen einer feinen Kenntniß goethescher Uebersetzungsweise gewesen, aber seiner actenmäßigen Wahrhaftigkeit hätte es nichts vergeben. Nun sagt aber seine Anmerkung: „Nach einer Angabe in Riemers Nachlaß soll Goethe in einem in diesem Jahr an Herder gerichteten Brief die betreffenden Stellen also übersezt haben:“ Diese Angabe enthält eine Unmöglichkeit. Daß Goethe in einem 1772 geschriebenen Brief pindarische Verse mit Beobachtung des Metrums wiederzugeben gesucht wird, kein Kenner des damaligen Formengebrauchs deutscher Poesie und goetheschen Versbaus glauben, würde auch Riemer nicht angenommen haben. Aber Riemer hat jenes Manuscript und meine Verdeutschung Pindars nie gesehen, konnte also weder etwas Richtiges noch Unrichtiges darüber sagen. Folg-

lich hat Herr Dünger, um seine Vermuthung in ein objectives Zeugniß zu verwandeln, die Kunde von einem Actenstück aus Niemers Nachlaß und von einem in diesem bezeugten zweiten, einem nach Jahr und Inhalt bezeichneten Brief Goethes — gefabelt.

A. Schöll.

Nachschrift. Zur Kritik des Redactionswesens der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Am 10. Januar d. J. sandte ich obige Antikritik an die Redaction der Augsburger Allgem. Zeitung. Ich müsse, schrieb ich, es für angemessen erachten, daß die Allg. Ztg., welche die Anzeige gebracht, auch der altera pars das Wort gebe. Zudem liege es doch wohl im Interesse der cottaschen Buchhandlung, die von ihr veranstaltete Ausgabe von Goethes ausgewählten Schriften nach Bernays Textherstellung, nicht durch grundlose Verdächtigung seiner Kritik zum Voraus discreditiiren zu lassen. Sollte jedoch die Redaction nicht im Falle sein, meinen Aufsatz demnächst unverkürzt und unverändert in Druck geben zu können, so müsse ich sie ersuchen, mir das Manuscript umgehend unfrankirt zurückzuschicken.

Da nach drei Wochen mein Artikel weder in der Augsb. Allg. Ztg. erschienen, noch an mich zurückgekommen war, erinnerte ich die Redaction der Augsb. Allg. Zeitung an meine Bitte. Zur Antwort ging mir ein Schreiben zu, welches mich unterrichtete, daß meine Sendung nicht in die Hände der Redaction gelangt sei.

Da schrieb ich der Redaction — ich hatte meinen Brief recommandirt und auch mittlerweile den richtigen Eingang in Augsburg bescheinigt erhalten — ihre Angabe habe sich nicht bewahrheitet, die Bescheinigung des Gegentheils liege mir vor. Sie müsse also mein Manuscript haben und könnte es sogleich setzen lassen, wie sie mir, wenn ich ihr den Brouillon senden wolle, angeboten, falls es nicht „gar zu prolix“ sei. Da ich dies vermuthete, verlangte ich die Rücksendung meines Manuscripts.

Inzwischen verreist, erhielt ich zwei Antwortschreiben, beide von der Hand des Herrn Redacteurs Altenhöfer; das eine d. d. 19. Februar, theilte mir mit, der Einlauf meines Manuscripts sei erst nachträglich durch die Zeitungsexpedition bestätigt worden; das zweite d. d. 21. Februar 1867 erkannte an, daß die scharfe Antikritik zwar vollkommen berechtigt wäre, doch legten alte Beziehungen den Wunsch der Schonung D's. nahe. „Können Sie“ — hieß es am Schluß — „zu den gewünschten Milderungen sich nicht entschließen, so geben wir in Gottes Namen den Aufsatz unverändert, und bemerken nur in einer Note, daß

Grenzboten II. 1867.

15

Herrn D. das Blatt zu einer Replik offen stehe. Noch sei bemerkt, daß wir den Artikel auch erst in Stuttgart vorlegen müssen, weil es eine alte Bedingung der cottaschen Verlags-Handlung ist, daß sie von jeder Besprechung cottaschen Verlags in der Allgem. Ztg. zuvor Einsicht erhalte.“ —

Meine Erwiderung hierauf sagte Herrn Altenhöfer, daß ich bei dem Wunsche, das höfliche Schreiben möglichst friedlich zu beantworten, mich darauf beschränken müsse, einfach auszusprechen, was ich für recht und billig erkenne. Zuerst müsse ich sagen, daß es mir lieber gewesen wäre, er hätte, wie ich ursprünglich bestimmt und leztlich wiederholt verlangt, mir ungesäumt mein Manuscript zurückgesendet, als daß er mir jetzt Aenderungen desselben für den Druck vorschlage, ohne selbst für den Fall, daß ich sie annehme, mir die Aufnahme in die Allg. Ztg. verbürgen zu können, die dann doch noch von der Genehmigung der cottaschen Buchhandlung abhängt. Das heiße doch in der That, sich des Manuscripts eines Schriftstellers gegen die Bedingung, unter welcher er es angeboten, bemächtigen, es gefangen halten und ihn zum Sklaven der Oberredaction machen. — Ich erklärte ihm, daß ich nichts an meinem Aufsatz ändere, da die Rügen in demselben bare Prädicirungen von Thatfachen seien; Milderung im Ausdruck zu verlangen, sei eine Redaction nicht berechtigt, welche die unwahren moralischen Rügen, durch welche diese Antikritik hervorgerufen worden, ungemildert veröffentlicht habe. — Herrn Dünker die Replik offen zu halten, stehe der Redaction frei. Der Censur der cottaschen Buchhandlung jedoch gedächte ich meinen Aufsatz nicht zu unterwerfen und wenn derselbe nicht sofort unverändert abgedruckt werden könne, so fordere ich aufs Neue die Rücksendung.

Dies waren die Aeußerungen, die mir folgende überaus gesittete Abfertigung, d. d. Augsburg, den 28. Februar 67, eintrugen:

E. Hw. stellen uns in Ihrem lezten Schreiben das Zeugniß aus, die Anfrage unseres lezten Briefes bezüglich Ihres Artikels sei höflich gewesen. Das war sie allerdings; leider können wir aber dasselbe Prädicat der Höflichkeit Ihren Briefen an die Redaction der Allg. Ztg. nicht zuerkennen. Vielmehr hat es Ihnen beliebt, uns in einem Tone de haut en bas zu haranguiren, zu welchem Ihnen klärllich jede Berechtigung fehlt. Schlagen Sie diesen Ton, wenn Sie ihn für geschmackvoll halten, etwa gegen Ihren Bibliothekdiener an, oder gegen Ihren Stiefelpuger, aber nicht gegen uns.

Ihren Goetheartikel hatten wir nicht verlangt, so waren Sie auch nicht befugt, die alsbaldige Aufnahme desselben zu commandiren; abgesehen davon, daß für die Aufgabe einer politischen Zeitung literarisch-kritische Fragen, so wichtig sie auch an sich sind, nur secundäre Wichtigkeit haben. Daß wir Herrn Professor Dünker, was auch seine schriftstellerischen Sünden sein mögen, Rücksichten alter Verbindung schulden, ist einfach menschliches Anstandsgefühl; und

ebenso ist es wohl bei jeder Verlags-handlung der Welt herkömmlich, daß sie voraus zu wissen wünscht, was in einer Zeitung, die sie druckt, über ihre andern Verlagsartifel gesagt wird oder gesagt werden soll.

Die Herren Eigenthümer unseres Instituts also, denen ich Ihren Artikel vorlegte, sind der Aufnahme desselben entgegen, und hiernach schließen (sic) wir denselben zurück 2c. Redaction der Allgemeinen Zeitung.

Ton und Haltbarkeit dieser Redactionsrechtfertigung zu würdigen, kann ich dem Leser nach dem Vorangeschickten überlassen. Bei ihrem bewußten Unvermögen zu dieser Aufnahme konnte die Redaction ohne jeden Aufwand die Rücksendung sogleich bewirken und mußte es. Statt dessen versuchte sie zuerst, mich zu verspäten oder vielleicht tod zu schweigen. Ähnliches hatte ich vor vielen Jahren an der nämlichen Stelle erfahren.

Nicht ohne Grund aber schützte ich mich zugleich gegen die Prätenſion der cottaschen Buchhandlung, daß für den in die öffentlichen Organe ihres Verlags eintretenden Kritiker und Literaturgelehrten das Interesse ihres anderweiten Verlags eine normirende Maßgabe des wissenschaftlichen Urtheils ausmache. Vorlängst, nach der Erfahrung, daß bei der Red. der A. A. Z. eingesandte Anzeigen oder Berichtigungen ihrer nach dem Umfang von Zuverlässigkeit so wohlbekannten Correspondenzen, einfach in den Papierkorb geworfen zu werden Gefahr laufen, hatte ich in den seltenen Fällen, wo ich mir die Spalten der A. Allg. Z. geöffnet wünschte, mich an den nun verstorbenen Hrn. von Cotta gewendet. Als ich dies jedoch für eine Besprechung von „Hebbels Nibelungen“ that, ward ich beschieden, die Mittheilung derselben in der Allg. Z. würde eine Rücksichtslosigkeit gegen Geibel sein, dessen von Cotta verlegte Dichtung gleichen Gegenstandes nicht so ausführlich(?) in der Allg. Z. beurtheilt worden. Und als ich eine kurze Anzeige des 1862 erschienenen „dramatischen Scherzes von Schiller“ anbot, wurde die Aufnahme für unmöglich erklärt, weil der Verleger dieses Schiller-Anekdoten sich früherhin gegen die cottasche Verlags-handlung vergangen. Nun war die Schrift von Bernays, die ich in der A. A. Z., wo sie angegriffen worden, verteidigen wollte, nicht im cottaschen Verlag erschienen und es mußte mir zweifelhaft sein, ob vor der Oberredaction der A. Allg. Z. der Umstand, daß die „Ausgewählten Schriften Goethes“, welche der von mir verteidigte Kritiker besorgt hat, im cottaschen Verlag erscheinen sollten, ein hinreichendes Gegengewicht gegen den größeren Umfang bilden könne, welchen die Herausgabe des von meiner Antikritik abgewehrten Hrn. Dünker im cottaschen Verlag einnehmen. Darum hatte ich meine Zusendung durch Postschein versichert und von der Redaction, wenn unmittelbare Aufnahme nicht beliebt werde, unmittelbare Rückstellung verlangt.

So habe ich also meine Vertheidigung des Werks von Bernays, für welches ich das Interesse der Leser an der nöthigen und wichtigen Herstellung des Goethetextes in Anspruch nehme, hier in derselben Form vorgelegt, wie sie für die Augsb. Allgem. Btg. bestimmt war; sie kommt jetzt zwar etwas verspätet durch Schuld der Red. d. A. A. B., aber dafür unbeeinflusst von ihrer Literaturgesetzgebung. D. D.

Kleine Chronik vom Reichstage.

6.

Berlin, den 7. April.

In der ersten Woche, welche seit der Wiederwahl des Bureau's am 30. März verflossen ist, hat der Reichstag eine ganz außerordentliche Thätigkeit entfaltet. Mit anfangs kaum zu ahnender Schnelligkeit, ja mit einer Hast, welche den früher an ihn gerichteten wiederholten Mahnungen zur Beschleunigung seiner Arbeiten im vollsten Maß Folge giebt, hat er in wenig Tagen eine lange Reihe von Verfassungsparagraphen und Artikeln erledigt, so daß es möglich zu werden scheint, wirklich noch vor dem Osterfest die ganze Aufgabe dieser Vorberathung des gesammten Regierungsentwurfs zu absolviren. Arbeitskraft und Ausdauer der Mitglieder wird dabei freilich aufs äußerste angespannt. Eine kaum auf einen Tag ausgesetzte, ununterbrochene Aufeinanderfolge von täglich 5—7 stündigen Plenarsitzungen, wie sie diese Woche gebracht hat, ist in unsrer parlamentarischen Geschichte bisher wohl noch ohne Beispiel gewesen.

Und letzteres gilt auch mit vollem Recht in Bezug auf den Inhalt, die Wichtigkeit und Bedeutung der Gegenstände und der Verhandlungen über dieselben, welche während dieser Sitzungen die Versammlung beschäftigten. Denn die Debatten und Entscheidungen der letzten Tage betrafen die Cardinalpunkte des neu zu gründenden Werks, jene Festsetzungen, durch welche der Entwurf die militärische Einheit und die in der Hand des Bundesfeldherrn zu vereinigende Kriegsmacht des norddeutschen Bundes ins Leben rufen und ihre Formen, ihren Bestand, die Mittel für dessen Erhaltung für alle Zeit zu normiren und zu sichern bezweckt. Mit solcher gesteigerten Wichtigkeit des Inhalts ist auch